Frank Turner

The Road Beneath My Feet

Tourtagebuch

Aus dem Englischen von
Christina Panzer und Claas Reiners

ventil

Frank Turner wurde 1981 in Bahrain geboren und wuchs in Winchester, Großbritannien auf. Bekannt wurde er als Sänger der Post-Hardcore-Band Million Dead. Nach deren Auflösung begann er eine erfolgreiche Solokarriere, die ihn bis ins ausverkaufte Wembley führte. 2015 erschien sein letztes Album »Positive Songs for Negative People«. Er lebt in London, ist aber die meiste Zeit auf Tour.

Covermotiv: Frank Turner am 16. Januar 2016
im Pier 2, Bremen
Folgende Doppelseite: Konzert am 20. Juli 2014
beim Deichband Festival in Nordholz/Cuxhaven
Fotografien: © Pascal Faltermann

Das Original erschien 2015 bei
Headline Publishing Group, London

Copyright der Originalausgabe:
© Headline Publishing Group
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe:
© Ventil Verlag UG (haftungsbeschränkt)
& Co. KG, Mainz 2017
Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage Juni 2017

Gestaltung und Satz: Oliver Schmitt
Gesetzt aus der Cassia und Hagin Caps
Druck: Buchdruck Zentrum
ISBN 978-3-95575-072-5

www.ventil-verlag.de

Für Lexie, Josh Burdette und Robb Skipper,
und all die anderen, die sich
auf den Heimweg gemacht haben.

Vorwort / Disclaimer

Was ihr da in den Händen haltet, ist ein Buch. Und zwar eines, das ich selbst geschrieben habe. Und niemand sonst. Für mich ist das eine unerwartete, aber doch angenehme Fügung des Schicksals. Als Kind war ich immer ein Bücherwurm, und heute bin ich auch ständig am Lesen. Daher ist es ziemlich cool, ein eigenes Buch zu haben, mit meinem Namen und meiner Visage auf dem Cover. Zu Weihnachten werden Familie und Freunde (und vielleicht auch ein paar Feinde) eine Menge Exemplare davon unterm Baum haben.

Einer der Gründe, warum ich niemals mit der Existenz dieses Buchs gerechnet hätte: Ich bin kein großer Fan des Genres der Autobiographie. Natürlich gibt es da Ausnahmen – Ben Franklins Autobiographie zum Beispiel, oder die Churchills – doch meiner Meinung nach muss man entweder einen Krieg gewonnen oder dem Tod ins Auge geblickt haben, um so ein Unterfangen zu rechtfertigen. Ich habe weder irgendwelche Kriege gewonnen, noch vor demnächst das Zeitliche zu segnen, deswegen habe ich zunächst dankend abgelehnt, als Dan aus Portland mit der Idee ankam.

Nach einer kurzen Bedenkzeit meinte jemand, ich sei ja schließlich ein bekennender Fan von Henry Rollins (was stimmt) und hätte viele seiner veröffentlichten Tourtagebücher und Reisegeschichten gelesen. Außerdem hieß es, man müsse aus dem Buch keine herkömmliche Autobiographie machen, angefangen mit der Geburt und dann weiter bis zum Altenheim; es könne beispielsweise eine Sammlung von Erinnerungen über eine bestimmte Zeitspanne hinweg sein. Ich merkte, wie meine Verteidigung schwächelte.

Als nächstes musste ich davon überzeugt werden, dass irgendjemand, irgendwo an meinem Gerede über die ausführlichen Details meines Tourlebens interessiert sei. Obwohl ich mich offensichtlich einen Großteil meines Arbeitslebens in Eigenwerbung geübt habe, bezog sich das immer auf meine Musik, und nicht darauf, was ich zum Frühstück hatte oder wo ich geschlafen habe.

Ich schrieb eins zwei Probeeinträge und schickte sie einigen meiner engen Freunde zur Bewertung. Ich habe das schlimmste erwartet, aber sogar mein Freund Evan, der in der Vergangenheit mein strengster Kritiker war (jeder braucht etwas, um sich die Zeit zu vertreiben), hielt meine Schreibe für interessant.

So fing es also an. Das Projekt durchlebte Höhen und Tiefen, wie das nun mal so ist. Es dauerte auch wesentlich länger, als ich zunächst dachte (und nun schulde ich jedem professionellen Autor eine Entschuldigen dafür, wie sehr ich diesen Beruf unterschätzt habe). Ich wühlte mich durch Berge an alten Mails, Blogeinträgen, Flyern, Postern, Fotos; führte Gespräche mit Freunden; und ich zermarterte mir Nacht um Nacht das Hirn nach alten Erinnerungen an die infrage kommenden Tage.

Und nun, endlich, haltet ihr das fertige Werk in euren Händen. Diese ganze Sache macht mich immer noch ein wenig nervös, aber ich hoffe ihr findet Gefallen daran. Einige kurze Disclaimer müssen noch erwähnt werden, bevor ihr ins Buch eintaucht. Mir ist schmerzlich bewusst, wie unglaublich glücklich ich mich für meinen Job schätzen kann. Aber ich muss auch zugeben, dass er im Vergleich zum Weltgeschehen nicht besonders wichtig ist. Hoffentlich komme ich nicht allzu selbstmitleidig oder wichtigtuerisch rüber. Ich bin all den Leuten dankbar, die mir auf meinem Weg geholfen haben, und sollte ich jemanden außen vor gelassen haben, entschuldige ich mich hiermit aufrichtig. Besonders bin ich euch dankbar, liebe Leser: Durch euer Interesse an dem, was ich zu sagen habe, ist dieses Projekt überhaupt erst gerechtfertigt, und nur dadurch kommt mein Name überhaupt auf die Vorderseite eines Buches.

Und zum Schluss: Es ist *meine* Version der Ereignisse. Um ehrlich zu sein, war ich oft sternhagelvoll, und die langen Monate und Jahre auf Achse verschwimmen gerne mal in- und miteinander durch die behagliche Distanz, die so ein Rückblick schafft. Ich habe mich bemüht, fair und sorgfältig zu arbeiten, aber sollte jemand von euch dabei gewesen sein und sich anders erinnern, oder ganz grundsätzlich der Meinung sein, dass ich Schwachsinn labere: Bei einem Streit im Pub werde ich demjenigen voll und ganz zustimmen.

Okay, genug der Vorrede, weiter im Programm.

Prolog

Million Dead, Show #247

The Jointers Arms, Southampton, UK, 23. September 2005

Ich erinnere mich an Krach. Feedbackgewitter, Ohrensausen, den bitteren Geschmack der Niederlage.

Million Dead waren fast am Ende. Ein paar Wochen vor der Tour hatten wir beschlossen, die Band aufzulösen, und so wusste jeder: Dies ist das Finale. Wir hatten diese Tournee als Abschiedstour angekündigt, daher waren fast alle Konzerte nahezu ausverkauft, die Stimmung war fieberhaft. Ironischerweise waren das wohl die besten Shows, die wir je gegeben haben. Auf der Bühne waren wir auf dem Höhepunkt unseres Könnens, schnell, intuitiv, tight, intensiv. Von dem, was hinter der Bühne oder im Tourbus passierte, konnte ich das nicht behaupten.

Was soll ich über Million Dead sagen? Die Band hat mein Erwachsenwerden definiert, meine frühen Zwanziger – sie war ausschlaggebend für meine musikalische Entwicklung. Andererseits waren wir auch nur eine weitere Underground-Hardcore-Band, die sich mit Gelegenheitsauftritten über Wasser hielt, kleine Wellen schlug und auseinanderbrach. Am Ende waren die Beziehungen innerhalb der Band komplett zerbrochen und wir hatten uns in zwei gegenüberstehende Lager zerstritten, mit Jamie Grime (unserem Bühnentechniker) und Graham Kay (dem Soundtechniker) zwischen den Fronten. Die Abschiedstour war geprägt von Funkstille, Sticheleien und nihilistischen Exzessen, letztere meine Spezialität. Im Tourkalender waren alle unsere Termine eingetragen, und dann, am 24. September (dem Tag nach der letzten Show) hieß es: »Such dir einen Job!«

Am Abend davor hatten wir in Camden, London, einen Auftritt im The Underworld gespielt. Wir ließen das gesamte Konzert auf Video aufnehmen, und wenn ich mir den Auftritt heute anschaue, waren wir wirklich fantastisch – auf den Punkt, aggressiv, melodisch, hymnisch. Wir spielten in dieser Nacht die beste Show, die wir jemals auf die Bühne gebracht haben. Vor 600 Leuten, die sich gegen den Bühnenrand drückten. Nach dem Gig hatte ich mich (wieder mal) abgeschossen, und die Fahrt zum letzten Konzert war echt nicht spaßig.

Ich wuchs in Winchester auf, keine Stadt, in die es besonders viele Bands verschlägt. Southampton war da schon eher die Anlaufstelle für gute Shows. Tatsächlich hatte ich mein allererstes Konzert im The Jointers gesehen, so um 1995 herum: eine Band namens Snug, bei der ein gewisser Ed Harcourt Gitarre spielte (später mehr von ihm). Million Dead waren im Jointers schon viele Male aufgetreten, aber diesmal hing über allem eine Wolke der Ernüchterung. Zum einen war das Jointers ein viel kleinerer Club als das Underground, zum anderen war nun das Ende der Tour in greifbare Nähe gerückt. Es war einfach unmöglich, diese Tatsache noch länger zu ignorieren: Die Reise war zu Ende und dieses Wissen starrte uns wie eine hässliche Fratze ins Gesicht. Jetzt konnten wir uns nichts mehr vormachen.

Das Problem mit Million Dead war im Prinzip nicht weiter bemerkenswert. Die Kommunikation blieb auf der Strecke und unsere Freundschaft krankte an den Jahren, die wir miteinander verbrachten. Mit der Zeit hatte jeder von uns genug Abneigung gegenüber den anderen entwickelt, sodass wir nicht mehr zusammen arbeiten konnten. Mehr gibt es dazu echt nicht zu sagen. Wie die meisten jugendhaft-idyllischen Ideale zerschellte auch unseres an den harten Fakten der Realität. Das Ende war eher banal als weltbewegend.

Ich erinnere mich an den Soundcheck, normalerweise nicht gerade der glamouröseste Teil des Tourlebens – und mit gutem Grund –, doch an diesem Abend zog er mich besonders runter. Jeder Schlagzeuger hat sein eigenes Soundscheckritual und ich weiß noch, wie Ben (Dawson) den üblichen Beat spielte, Graham vom Mischpult rief: »Full kit please!« und ich plötzlich wusste: Das ist das letzte Mal, dass

ich das höre. Als der Soundcheck vorbei war verließ ich den Raum wütend und mit dem Gefühl, betrogen worden zu sein, weil alles zu Ende ging.

Dann war es an der Zeit, die Türen zu öffnen. Das Konzert war ausverkauft und unsere Gästeliste zum Bersten gefüllt. Trotzdem standen draußen noch immer Leute, die uns ein letztes Mal sehen wollten. Diese Zuneigung machte mich demütig, aber auch verlegen. Ein Mädchen, das ich erst ein paar Tage vorher auf der Tour kennengelernt hatte und von dem ich kaum etwas wusste, begleitete mich. Ich hing an ihr, weil ich mir einredete, sie würde mir Halt geben. Außerdem klammerte ich mich an eine Schachtel Zigaretten – in der ganzen Zeit mit der Band versuchte ich immer wieder aufzuhören, auch hatte ich die Qualmerei inzwischen halbwegs unter Kontrolle. Aber auf jeden Fall wollte ich diesmal die ganze verdammte Packung rauchen, sobald wir das letzte Mal von der Bühne gehen würden. Ich war vorbereitet.

Das Konzert fing an. Zufälligerweise war der Saal gerade renoviert worden. Die alte Bühne war eigentlich nicht mehr als ein Brettverschlag in einer Ecke des Raums gewesen, und oft hatten Bands Probleme gehabt, das Schlagzeug dort aufzubauen, ganz zu schweigen davon, dann noch andere Instrumente davorzuquetschen. Die neue Aufteilung war dagegen viel besser, aber die Klimaanlage litt noch unter Kinderkrankheiten. Sobald sich das Publikum dicht gedrängt im Saal befand, wurde es drückend heiß, und das wiederum wurde zu einem echten Problem. Ich zog mein Shirt aus und trank Unmengen Wasser, aber ich triefte vor Schweiß und begann, schwarze Punkte vor meinen Augen tanzen zu sehen. Ich muss zugeben, die Hitze war daran nicht alleine schuld – nach zwei Wochen, in denen ich durchgehend besoffen und high gewesen war und auf der Bühne alles gegeben hatte, fing mein Körper nun an zu rebellieren. Auch die Atmosphäre im Saal war schräg – negativ, unglücklich. Im Gegensatz zum vorigen Abend spielten wir nicht besonders gut. Es war, als ob sich unser Bruch nun buchstäblich auf der Bühne vollzog. Schlussendlich fingen wir an, Songs aus der Setlist zu streichen, weil wir mit der Hitze nicht mehr klar kamen. Mir wurde schwarz vor Augen. Ich lag auf der Bühne, im

Auge des Sturms, umgeben vom Lärm. Mein Herz war gebrochen – diese Songs sollten nie wieder gespielt werden.

Während der letzten verzweifelten Darbietung von »The Rise and Fall«, das wir immer am Schluss spielten, weil wir uns am Ende des Stückes in eine Art Noise-Jam reinsteigern konnten, sprang ich ins Publikum. Mit Jamie und Graham, unserer kleinen Crew, hatte ich seit jeher ein super Verhältnis. Als die Band auseinanderfiel, fühlte ich mich ihnen näher als dem Rest. Über die Menge hinweg surfte ich zu Graham ans Mischpult, schnappte mir seine Hand und hob sie triumphierend in die Luft, bevor ich mich zurück auf die Bühne tragen ließ. In dieser Phase der Show, völlig versunken in die Musik, schrie ich gern meine Gedanken ins Publikum hinaus. Und an diesem Abend brüllte ich so laut ich nur konnte: »I tried my best!«

Das hört sich alles ganz schön melodramatisch an, wenn ich es so aufschreibe. Aber dann, als die Show vorbei war, erschien alles in Wahrheit niederschmetternd banal. Ich rauchte meine Kippen, umarmte Ben. Seit wir elf Jahre alt waren, hatten wir zusammen in Bands gespielt – jetzt war das vorbei. An die Wand der Garderobe im Jointers schrieb er, dass das unsere letzte Show dort sein würde. Der Rest der Band zerstreute sich einfach, keine Ahnung, wann sie gegangen sind, oder wohin. Ich begleitete meine Freundin zu einem Reinfall von einer Party, machte die Nacht durch und nahm am nächsten Morgen allein den ersten Zug heim nach Winchester.

Was nun?

Erster Teil

Show #8

Utopia Cafe, Southend-on-Sea, UK, 6. Oktober 2005

Ich erwischte den Zug nach Southend. Jamie, meine Gitarre und eine Tasche voller Rohlinge – auf die ich meine Demos gebrannt hatte – begleiteten mich. Wir kamen gerade aus London, wo ich meine Zeit mit Rumhängen, Couchsurfen und Saufen verbracht hatte.

Im Sommer hatten sich die Probleme von Million Dead bereits zugespitzt. An einem sonnigen Nachmittag traf ich mich mit Ben in einer Bar namens Nambucca im Norden von London, die von Freunden betrieben wurde – ein Ort, auf den ich noch öfter zu sprechen kommen werde. Bei ein paar Bieren besprachen wir die Situation und kamen niedergeschlagen zu dem Schluss, dass es vorbei war. Gemeinsam gingen wir rüber in den Proberaum in der Blackhorse Road, wo wir es den anderen Bandmitgliedern mitteilten. Die Probe war danach ziemlich schnell vorbei. Immerhin einigten wir uns darauf, unseren Verpflichtungen nachzukommen und die Tour zu spielen, die ja bereits gebucht war. Ein letzter Abgesang also. Ich hatte nun Zeit, mir Gedanken darüber zu machen, wie es nach der Band für mich weitergehen sollte. Eines war mir jedenfalls klar: Ich wollte weiter Musik machen, dem Zweifel meiner Freunde und dem Missfallen meiner Eltern zum Trotz. Denn ich hatte noch einiges zu sagen. Ich musste es einfach versuchen. Und ich wollte weiterhin touren – dieser Lebensstil hatte es mir angetan. Kurz zuvor war ich aus meiner Londoner Wohnung ausgezogen, hatte meinen Kram im Haus meiner Eltern untergebracht – so im Stil eines waschechten bourgeoisen Rebellen halt – und war bereit, mich ganz dem Tourleben zu verschreiben. Ich war jung

und euphorisch genug, um auf jeglichen Komfort zu verzichten. Zwischen Touren mit Million Dead bin ich häufiger mit meinen Kumpels von Reuben unterwegs gewesen, meistens kümmerte ich mich um ihren Merch. So schnell wollte ich mich aber auf keine neue Band einlassen, und so sehr ich Ben auch liebte, es war einfach zu viel passiert, um sofort wieder mit ihm zusammenzuarbeiten. Die zerstörerische Politik innerhalb der Band hatte mich fertig gemacht.

Und ich war mit (Post-)Hardcore als meinen Musikstil durch – zwar hörte ich ihn mir noch gerne an, aber spielen wollte ich ihn nicht mehr. Als Million Dead durch UK und Europa tourten, hatte ich mich immer häufiger dabei ertappt, wie ich Sachen von Josh Rouse, die »American Recordings« von Johnny Cash oder Springsteens »Nebraksa« hörte, egal ob hinten in den Schlafkojen im Bus oder in Taxis gequetscht. Ich hatte sogar meine Liebe zu den Counting Crows neu entdeckt, eine Band, die meine ältere Schwester Jo mir vor Ewigkeiten nähergebracht hatte. Kurioserweise waren eine Menge Klassiker, wie zum Beispiel Neil Young, komplettes Neuland für mich; ich bin eben mit Punk und Metal aufgewachsen. Nach Jahren der musikalischen Befangenheit, in denen ich versucht habe, so düster und schräg wie möglich zu sein, war es ungeheuer erfrischend, sich einfachen Akkorden und Worten hinzugeben. Es schien, als ob diese Musik eine tiefere Wahrheit für mich bereithielt.

Bevor die Band sich auflöste, hatte ich mit meiner Akustikgitarre bereits ein paar Soloshows gespielt. Zu Beginn bestanden die Sets nur aus Coverversionen und überarbeiteten Songs von Million Dead, aber im Lauf der Zeit hatte ich damit begonnen, eigene Stücke zu schreiben. »The Real Damage« und »Romantic Fatigue« waren in dieser Zeit entstanden und ich gab sie regelmäßig an den Open-Mic-Nächten des Nambucca zum Besten. Nach der folgenschweren Bandprobe vom Nachmittag war ich zurück ins Nambucca verschwunden, um meine Sorgen zu ertränken. Dave Danger, ein alter Freund und Schlagzeuger der Holloways, führte die Bar. Wir sprachen über meine Pläne und ich fragte ihn, was ich jetzt machen sollte. Ohne zu zögern empfahl er mir, mit meinen Akustiksongs weiterzumachen. Jay (auch bekannt

als Beans on Toast), Nambuccas anderer Geschäftsführer, stimmte dem aus vollem Herzen zu. Ihre Überzeugung war es, die mich dazu brachte, es mit meiner Solokarriere wenigstens zu versuchen.

Und so verbreitete ich die Neuigkeiten über meinen Entschluss: Sobald die letzte Tour vorbei war, würde genau das für die nächste Zeit mein Ziel sein. Sicherlich waren viele Leute nicht gerade überzeugt von meinen Plänen; sie verstanden halt nicht, was mich antrieb. Ich muss fairerweise dazu sagen, dass ich mir da auch nicht ganz sicher war – ich hing ziemlich in der Luft und brauchte erst mal eine ordentliche Portion Selbstvertrauen, um das, was ich da durchziehen wollte, auch zu schaffen. Ich schrieb noch ein paar neue Songs (was mit der Zeit einfacher wurde; ich gewöhnte mich langsam daran, allein an Material zu arbeiten) und fing an, ein paar von den daheim aufgenommenen Demos auf CDs zu brennen, um sie dann auf Konzerten zu verkaufen.

Der erste Solo-Auftritt war natürlich anders als sonst: Es war das erste Konzert, nachdem die Band sich offiziell aufgelöst hatte. Meine erste Show ohne doppelten Boden also. Ich kann mich gar nicht mehr erinnern, wer das Konzert gebucht hatte, oder warum, aber es fand in der oberen Etage eines kleinen Cafés in Southend statt. Der Veranstalter hatte eine Emoband als Vorgruppe organisiert – das passierte in den Anfangstagen öfter, weil mich viele noch mit der alten Band in Verbindung brachten. Die Anlage bestand im Prinzip nur aus einem Paar ramponierten Lautsprechern, die die Vorgruppe schon nach etwa der Hälfte ihres Sets erfolgreich zerlegte. Als ich dann schließlich dran war, stand ich auf einem Stuhl inmitten von etwa 30 Leuten und spielte ohne Verstärker. Wenn ich mich recht erinnere, präsentierte ich so zur Hälfte Coverversionen und zur anderen Hälfte meine eigenen, neuen Stücke. Die meisten Gäste waren wohl von einer Art irritierten Neugier hergetrieben worden, und quasi alle waren Million-Dead-Fans. Ich erntete oberflächlichen Beifall und verkaufte ein paar wenige CDs, und dann sind Jamie und ich auch schon zum Bahnhof gehetzt, um den letzten Zug zurück in die Hauptstadt zu erwischen.

Ich erinnere mich, wie ich im Zug saß und mit meinem alten Freund versuchte rauszufinden, ob ich das Richtige tat, oder ob ich komplett

verrückt geworden war. In der Band hatten wir ein Motto gehabt, das uns half, wenn es mal scheiße lief: »Was würden Black Flag tun?« Diese alten Könige des Hardcore haben es tausend Mal schlimmer gehabt – so unser Gedankengang –, also mussten wir uns einfach ein paar Eier wachsen lassen und weitermachen. Und abgesehen davon bewundere ich diese Band dafür, dass sie sich voll und ganz der kreativen Freiheit verpflichtet hatte und stets an sich glaubten. Sie nahmen die Platten auf, die sie wollten, und nicht die, die von ihr erwartet wurden. Ich selbst war noch dabei zu entscheiden, welche Art von Musik ich zukünftig machen wollte. In dieser Nacht schlief ich auf dem Boden in Jamies Haus.

Show #18

The Fenton, Leeds, UK, 17. November 2005

Das Fenton ist ein typischer Laden der Underground-Szene in UK, dem sogenannten *toilet circuit*. Dabei handelt es sich im Grunde um die erste Etage eines Pubs, die man über eine wackelige Treppe erreicht und die gerade genug Platz bietet, um etwa hundert Leute reinzuquetschen. Die Bühne ist sehr niedrig und die Anlage lässt eindeutig zu wünschen übrig. Die Angestellten legen diese Mischung aus Apathie und Entschlossenheit an den Tag, die so typisch ist für die Undergroundszene. Es riecht nach Pisse, abgestandenem Schweiß und Klebeband, nach Hoffnung und Enttäuschung.

Die meisten meiner Gigs auf dieser Bühne bestanden aus einer langen Reihe kleiner Shows, die ich selbst zusammenschusterte. Eine kleine Anzahl an Shows – könnte man vielleicht sogar schon als Tour bezeichnen – bestritt ich allerdings mit meinem Freund Sam Duckworth, besser bekannt als Get Cape. Wear Cape. Fly. Wir haben uns in seiner Heimatstad Southend kennengelernt, das war noch in den Zeiten von Million Dead. Er hatte ein paar Konzerte in einem Club namens Chinnery veranstaltet – und trotz seiner damals jungen Jahre einen großartigen Job geleistet. Wenn ich mich nicht irre, hat er uns sogar einmal als Get Cape auf der Bühne unterstützt; darum kannte

ich auch seine Musik. Mittlerweile lief es ziemlich gut für ihn und er war kurz davor, bei einem bekannten Label unterzukommen. Es dürften so ziemlich die letzten Undergroundshows gewesen sein, die er gemacht hat – und er lud mich dazu ein.

Wir reisten in einem Van quer durch UK und traten immer vor etwa hundert Leuten auf. In Nottingham verstauchte sich Sam nach ein paar Drinks zu viel den Knöchel (als er die Treppe runterfiel) und musste den Rest der Tour auf Krücken laufen. Wir machten uns einen Spaß daraus zu wetten, wer von uns den Soundcheck am schnellsten hinter sich brachte. Mit Akustikgitarren, Vocals und hin und wieder dem Laptop von Sam ausgestattet, liefen die Checks viel schneller ab als die Marathon-Sitzungen, die ich noch von Million Dead gewohnt war. Ich glaube, für den kürzesten Soundcheck brauchte einer von uns sogar mal weniger als 30 Sekunden. Wir entwickelten auch eine gemeinschaftliche Obsession für Pub-Quiz-Maschinen und bei mehr als nur einer Gelegenheit haben wir die Einnahmen aus dem Merchverkauf für Whisky und unnützes Wissen rausgehauen.

Das Konzert in Leeds war etwas Besonderes. Bei unserer Ankunft wurden wir mit den – offen gesagt irrwitzigen – Neuigkeiten begrüßt, das Konzert sei ausverkauft. Es warteten sogar noch einige Leute am Eingang, weil sie nicht reinkamen. Genau wie wir wunderten sie sich, was zur Hölle da los war. Nach einer hektischen Diskussion versprachen Sam und ich, ein kurzes Set draußen auf dem Parkplatz zu spielen, für alle, die nicht mehr in den Saal reinpassten – unter ihnen auch meine kleine Schwester Gilly, die gerade erst in Leeds zu studieren angefangen hatte.

Soweit ich noch weiß, lief der Gig im Saal gut. Im Anschluss spurteten wir pflichtbewusst nach draußen in die Kälte. Gerade hatte es angefangen zu schneien und es war so kalt, dass das Gitarrespielen zur ganz schönen Herausforderung wurde – schmerzende Finger in Kombination mit Saiten, die sich wie Draht in die Haut schnitten. Ungefähr 25 Leute hatten ausgeharrt und von drinnen kamen auch noch ein paar dazu. Sam und ich standen Seite an Seite an einen Zaun gelehnt und sangen uns die Seele aus dem Leib. Ich trug alberne

Coversongs vor und beatboxte (sehr schlecht) zu einem von Sams Elektro-Melodien. Nach etwa einer Stunde, in der wir froren, wunde Kehlen bekamen und wacklige Songs zum Besten gaben, hörten wir auf. Ich finde es immer gut, wenn Musik aus seiner eigentlichen Form ausbricht und zu einem Dialog zwischen Musiker und Publikum wird, wenn eine Interaktion entsteht anstelle einer Lehrstunde vom Künstler zum Kunden. Mit einem akustischen Instrument, wie ich es gerade für mich entdeckt hatte, war es viel einfacher, diese Grenzen zu sprengen. Danach wanderte ich mit meiner Schwester zu ihrem Studentenwohnheim in der Gewissheit, etwas Besonderes geschaffen zu haben.

Show #21

Silks Bar, Basingstoke, UK, 24. November 2005

Als ich erst mal Fuß gefasst hatte mit diesen ersten Soloshows, buchte ich ziemlich schnell eine komplette UK-Tour. Ich besaß meine Gitarre, eine Tasche voll Klamotten und einen Laptop, um unterwegs Demos auf CDs zu brennen. Normalerweise wusste ich etwa einen Monat im Voraus, wo ich als nächstes sein würde, und mailte laufend neue Veranstalter an, um auf Achse bleiben zu können. Ich verlangte 50 Pfund pro Show (und schlug die Fahrtkosten oben drauf, nachdem mein günstiges Studenten-Bahnticket abgelaufen war). Ich reiste alleine: Ich hatte wohl eine Art Woody-Guthrie-Komplex, auch wenn die Züge der britischen Eisenbahn nicht ganz vergleichbar sind mit den großen US-Zug-Kolonnen, die sich dampfend durch die Prärie arbeiten.

Die Show in Silks Bar war typisch für diese Zeit meiner Karriere. Den Veranstalter kannte ich vor dem Konzert nicht, jedoch war der Ton seiner Mails enthusiastisch und er wirkte gut organisiert. Die Bar hatte keine Bühne, nur einen Bereich am Ende des Raums, der als Auftrittsmöglichkeit herhielt, mit einer – wie üblich – schlechten Anlage auf ein paar klapprigen Stützen. Es tauchten etwa 40 Gäste auf. Ich spielte eine Stunde lang, vor allem neue Songs, an denen ich gerade noch feilte, unter anderem auch »This Town Ain't Big Enough for the One of Me«, eine Schimpftirade auf die Kleinstadt-Mentalität – angelehnt an

meine Kindheit in Winchester und an diesem Ort ziemlich passend, wenn man bedachte, dass die Innenstadt von Basingstoke quasi nur aus einer Straße bestand. Am Ende des vereinbarten Sets ließ die Wand aus Leuten direkt vor mir nicht zu, dass ich mit dem Spielen aufhörte, und zwar für eine ganze Weile nicht. Es gab schlichtweg keinen Ausweg, also machte ich mit ein paar Million-Dead-Songs und zufällig ausgewählten Coverstücken weiter. Als ich dann aber angefangen hatte, Lieder von Weezer Album für Album zu präsentieren, und sogar den ein oder anderen Disney-Song, bettelte ich schlussendlich um Gnade.

Nach der Show ging ich mit in die Wohnung des Veranstalters, trank ein paar Gläser Whisky und versuchte erfolglos, ein hübsches Mädchen anzubaggern, bevor ich auf dem Sofa einschlief. Früh am nächsten Morgen war ich wach und auf dem Weg zum Bahnhof, um den Zug zur nächsten Show zu erwischen. Insgesamt war das bestimmt nicht die gesündeste Lebensweise, barg aber durchaus eine eigene Romantik – für eine bestimmte Zeit wenigstens.

Show #33

New Riga Theatre, Riga, Lettland, 15. Januar 2006

Ich hatte Neujahr mit einem pseudo-heroischen Saufgelage von bacchanalischen Ausmaßen eingeläutet, und im Dunst von Absturz und Katerstimmung, im blassen Morgenlicht eines neuen Jahres, war ich mir über den Weg, den ich beschritten hatte, mit einem Mal sicherer. Je mehr Zeit seit dem Bruch mit der Band vergangen war, desto bestimmter schaute ich in die Zukunft – eine positive Entwicklung. Meine eigene Musikkarriere aufzubauen (eine unter eigenen Bedingungen): Das fühlte sich alles immer realistischer an, oder zumindest so, als ob es den Versuch wirklich wert wäre. Dazu gehörte auch der, wenn auch noch sehr zögerliche, Gedanke, Konzerte im Ausland zu spielen.

Million Dead hatten insgesamt zwei Mal in Lettland gespielt. Der Kontakt war durch Kneejerk entstanden, Bens und meine vorige Band. Edgars, ein Veranstalter aus dem Baltikum, hatte Kneejerk für einige Konzerte buchen wollen. Er war tief enttäuscht, als er hörte, dass die